

Schwestern und Brüder!

Als „die gewaltigste Rede ..., die ich kenne ...“, hat der Schweizer Schriftsteller und Dramatiker Friedrich Dürrenmatt die Bergpredigt Jesu einmal bezeichnet.¹ „Gewaltig“ nannte er sie gewiss nicht aufgrund ihres Umfangs oder ihrer Rhetorik. Nein, gewaltig ist diese Predigt aufgrund ihres Inhalts: Die am vorigen Sonntag gehörten Seligpreisungen als Teil dieser Predigt Jesu mögen wir noch als „einfach schön“ empfinden, ebenso die bekannten Bilder und Gleichnisse: vom Salz der Erde etwa oder den Lilien auf dem Feld. Mit dem wahren Höhepunkt dieser großen Rede und dem Kern christlicher Existenz werden wir aber im heutigen Evangelium konfrontiert – und wer sich wirklich darauf einlässt, muss es als Ungeheuerlichkeit empfinden, was Jesus da seiner Gefolgschaft – also uns! – zumutet: *„Liebt eure Feinde; tut denen Gutes, die euch hassen! Segnet die, die euch verfluchen; betet für die, die euch beschimpfen.“* – Vermutlich sind die meisten unter uns in der glücklichen Lage, keine echten Feinde zu haben, also niemanden, der uns wirklich hasst und unsere Existenz zerstören will. Aber man stelle sich nur einmal vor, was diese Worte auslösen mögen in den Ohren christlicher PalästinenserInnen im W-Jordanland oder Gaza oder bei den seit Jahrzehnten um ihre Grundrechte betrogenen und um ihre Existenz kämpfenden Landarbeitern Brasiliens!

Aber auch in unserer sozial (noch) relativ friedlichen Gesellschaft hat das Wort von der Feindesliebe hohen Brennwert – und zwar im Sinne Friedrich Heers, des bedeutenden österreichischen Kulturhistorikers und intellektuellen Linkskatholiken: Heer publizierte 1949 sein Buch „Gespräch der Feinde“ und setzte alleine schon mit diesem Buchtitel einen Meilenstein für das Funktionieren einer modernen, pluralistischen Gesellschaft und insbesondere für die spezifische Rolle von ChristInnen in dieser: Die Komplexität der Moderne hält Heer für schlichtweg unbewältigbar; keine Religion, keine Ideologie oder Weltanschauung könne mit gutem Recht für sich einen Alleinanspruch auf Wahrheit und alleinige Deutungshoheit über die Wirklichkeit erheben – auch nicht Katholizismus oder Christentum. Das Zusammenleben in der pluralistischen Moderne könne nur gelingen, wenn die einander widersprechenden Interessen- und Weltanschauungslager sich zu dem bereitfänden, was Heer eben mit dem „Gespräch der Feinde“ meinte: der aufrichtige und ernsthafte Diskurs mit dem jeweiligen Gegenlager – getragen von gegenseitigem Respekt und dem ehrlichen Bemühen, die Gegenseite wenigstens zu verstehen, ohne ihre Meinung oder Option deshalb gleich teilen zu müssen. Heers unermüdliche Aufforderung zu diesem „Gespräch der Feinde“ ist auch 70 Jahre nach Erscheinen seines Buches uneingeholt aktuell.

Das echte, diskursive Gespräch auf Augenhöhe und mit offenem Visier ist schmerzlich selten geworden in unserer Gesellschaft: Twitter bietet dafür einfach keine ausreichende Plattform (selbst wenn die Beschränkung auf 140 Zeichen pro Nachricht bereits gelockert wurde). Veranstaltungen zur Meinungsbildung, zu denen die Veranstalter ausschließlich Vertreter ihrer eigenen Position einladen, führen selten weiter. Und öffentliche Diskussionsrunden, in denen die Kontrahenten mehr auf Aufmerksamkeitsquoten abzielen denn auf den Austausch von Argumenten, dienen bestenfalls dem Voyeurismus des Publikums, aber keinesfalls der Findung von Wahrheit oder Lösungen.

Vielleicht kann die jesuanische Aufforderung zur Feindesliebe auch hier weiterhelfen: Echte Liebe verlangt immer auch den Raum der Diskretion und Intimität. Vielleicht kann deshalb das unserer Gesellschaft so nötige Gespräch der Feinde nur gelingen, wenn es nicht sogleich an die Öffentlichkeit dringt; vielleicht kann es bei einem Glas Wein eher stattfinden – zwischen Caritas-Vertretern und FPÖ-Politikern, Regierungsmitgliedern und Opposition, Gewerkschaftern und Kapital-Vertretern, Modernisierungsverlierern und erfolgsverwöhnten Kosmopoliten. Es wäre jedenfalls ein dringendes Desiderat; aber es verlangt nach einer Vorbedingung: die Anerkennung des Gegners als gleichrangig, die Würdigung des Feindes als Menschen – und für den biblisch Gläubigen: als Kind Gottes und sein Ebenbild.

¹ Friedrich Dürrenmatt, Zusammenhänge/Nachgedanken, Diogenes (Zürich) 1986, S. 16.

Jesus spricht mit seinem Aufruf zur Feindesliebe jedenfalls die letzte und radikalste Konsequenz des biblischen Menschenbildes aus: die Gotteskindschaft nämlich *jedem* Menschen zuzusprechen – auch dem Feind. Es geht in diesem Erkennen des Anderen als Geschöpf Gottes keineswegs darum, seine Position gleich zu teilen; es geht vielmehr darum, die Position des Feindes zumindest als würdig zu erachten, dass man sich mit ihr ernsthaft auseinandersetzt, weil auch der Feind Würde hat. Es wird auch nicht verlangt, das vom Feind allenfalls erlittene Böse einfach zu vergessen und zu verdrängen, weil Vergessen und Verdrängen niemals heilsam sein können; es geht vielmehr darum, dieses Böse zu unterscheiden von dem, der es begangen hat: weil dieser niemals *in sich* böse und verdammenswert ist, sondern immer noch ein Sohn / eine Tochter Gottes.